

Ein Streifzug durch die Geschichte der Geographie

Zu Hanno Becks „Geographie“ *

von

ERNST PLEWE

Die „Geographie“ von Hanno Beck gibt Anlaß zu einigen kritischen und ergänzenden Bemerkungen, die der auf diesem Gebiet hoch verdiente Verfasser dem Ref. nicht verübeln mag, zumal er selbst wiederholt und mit Recht darauf hinweist, daß die bisher mangelnde Aufarbeitung der Spezialliteratur es heute noch nicht ermöglicht, das tatsächliche Wissen einer zurückliegenden Zeit voll zu erfassen. Wenn z. B. bei Beginn der Badischen Rheinkorrektur (1818) eine durch sie bedingte Eintiefung des Stroms um 4 m bei Mannheim errechnet wurde, ein indessen genau erreichter Betrag, dann leuchtet hier blitzartig ein sehr hoher Erkenntnisstand auf, von dem sich die damalige Lehrbuchgeographie noch nichts träumen ließ. Das zeigt aber auch die Schwierigkeiten, die Kriterien für ein „Selbstverständnis der Geographie“ zu finden, worum es im vorliegenden Band recht eigentlich geht.

Hanno Beck legt hier eine Geschichte der Geographie im engeren Sinne vor, also unter Aussparung einer Darstellung der Reisen und Entdeckungen. Er periodisiert diese Geschichte, charakterisiert jeweils die einzelnen Perioden und bringt dann Autoren der jeweiligen Periode, sie ebenfalls knapp erläuternd, in möglichst vielsagenden Texten zu Wort. Ein mehrteiliger „Anhang“ (95 S.) bringt erstens Anmerkungen zu jedem Kapitel, zweitens eine in sich nochmals untergliederte Bibliographie, drittens ein biographisches Verzeichnis geographiehistorisch wichtiger Personen auch über die im Text genannten hinaus, endlich viertens Personen- und fünftens Sachregister. Erleichternd war Verf. aufgegeben, sich in den Rahmen der bereits erschienenen Bände der Reihe zu fügen, also z. B. die Geschichte der Geologie oder der Klimatologie und Meteorologie als bekannt vorauszusetzen. Da es in einem solchen Band unmöglich ist, die außerordentlich weitgehende Spezialisierung der allgemeinen Geographie in ihren Verzweigungen historisch zu verfolgen, hat Verf. wohl mit Recht das Gewicht seiner Darstellung auf die Entwicklung des Selbstverständnisses der Geographie gelegt, geprüft vorwiegend an der Behandlung der Länderkunde, aber selbstverständlich auch unter Berücksichtigung jeweils neu hinzutretender Ideen und neu entwickelter Zweige der allgemeinen Geographie.

*) *Hanno Beck*: Geographie. Europäische Entwicklung in Texten und Erläuterungen. Freiburg/München: Verlag Karl Alber 1973. 510 S., Ln. 65,— DM. (Orbis Academicus. Problemgeschichten der Wissenschaft in Dokumenten und Darstellungen, Band II/16).

Dem so gezeichneten Profil folgt man mit Gewinn und Interesse, dankbar vor allem für die Zusammenstellung bisher nicht leicht erreichbarer Texte. In dieser Art hat das Werk keinen Vorgänger, ist also für den Interessenten unentbehrlich, bedarf keines Glückwunschs auf seinem ohnehin sicheren Weg. Aber es stellt doch auch Fragen, die in einer wünschenswerten nächsten Auflage berücksichtigt werden oder bei dem wieder zunehmenden Interesse an der Geschichte der Geographie auch von anderer Seite her aufgegriffen werden könnten.

Sie beginnen schon beim Problem der Periodisierung. Ist es möglich und zweckmäßig, die Geschichte einer Wissenschaft so hart an bestimmten Jahreszahlen, deren Begründung in der Regel fehlt, zu zerschneiden und überdies die einzelnen Perioden so unterschiedlich lang anzusetzen? Etwa: Antike 500 v. Chr. bis 644 n. Chr.; Ende des Mittelalters 1492; Ende von Humanismus und Renaissance 1600; präklassische Geographie 1750–1798; klassische Geographie 1799 bis 1859; Vorstadium der modernen Geographie 1859–1869; Gegenwart seit 1945 mit Carl Troll und Hermann Lautensach als Repräsentanten. Hier überrascht doch einiges. Verliert eine Periodisierung nicht an Balance, wenn 1144 Jahren ungegliederter „Antike“ anderwärts eine Periode von nur 10 Jahren gegenübersteht? Und wie ist es im Detail? Darf man etwa Hauber und Büsching zwei verschiedenen Perioden zuteilen? Auch Hettner hat eine Cäsur in das Jahr 1859 gelegt, aber nicht, weil es das Todesjahr Humboldts und Ritters und als solches wissenschaftsgeschichtlich unbedeutend ist, sondern als Erscheinungsjahr von Darwins Werk „Über den Ursprung der Arten“, das der gesamten Biogeographie eine neue Richtung gab. Daß von Darwin, den Beck nur einmal beiläufig erwähnt, schon weit früher wesentliche Impulse auch auf physikalisch-geographischem Gebiet ausgegangen sind, zeigt die Schilderung seines Ritts über die Cordillere vom 19. März 1835 (Ges. Werke I, Stuttgart 1875, S. 362 f.), die hier ergänzend nachgetragen sei:

„Alle Hauptthäler in der Cordillera sind dadurch ausgezeichnet, daß sie auf beiden Seiten einen Rand oder eine Terrasse von Flußsteinen und Sand haben, die unendlich geschichtet und meist von beträchtlicher Dicke ist. Diese Ränder erstreckten sich offenbar früher quer über die Thäler und waren verbunden; und die Thalsohlen im nördlichen Chile, wo es keinen Fluß gibt, sind noch jetzt auf diese Weise glatt ausgefüllt. . . . Ihre Oberfläche ist eben, und sie steigen mit einer sehr leichten Neigung die Thäler hinauf. . . . Man kann sie bis zu einer Höhe von 7000 bis zu 9000 Fuß verfolgen, wo sie durch die unregelmäßigen Haufen von Schutt verborgen werden. . . . Keine Tatsache in Bezug auf die Geologie von Süd-America interessierte mich mehr als diese aus undeutlich geschichteten Flußsteinen gebildeten Terrassen. Sie sind in ihrer Zusammensetzung ganz genau den Massen ähnlich, welche die Bergströme in jedem Thale absetzen würden, wenn sie in ihrem Lauf durch irgendwelche Ursache gehemmt würden. . . . Ich bin überzeugt, daß diese Terrassen von Flußgesteinen während der allmählichen Hebung der Cordillera von den Bergströmen angehäuft wurden, die in aufeinanderfolgenden Niveaus ihren Detritus an dem Strande der oberen Enden langer schmaler Meeresarme absetzten, zuerst hoch oben in den Thälern und dann immer tiefer und tiefer hinab in dem Maße, als sich das Land hob. Wenn dies der Fall ist, . . . so ist die großartige ununterbrochene Kette der Cordillera, anstatt plötzlich in die Höhe geworfen worden zu sein, wie es bis vor kurzem die ganz allgemeine Meinung der Geologen war und wie es noch immer eine häufige Ansicht ist, in der selben allmählichen Weise langsam in Masse emporgehoben worden, wie die Küsten des atlantischen und stillen Ozeans während der Jetztzeit erhoben worden sind. Eine

Menge einzelner Tatsachen in dem Bau der Cordillera empfängt von diesem Gesichtspunkt aus eine einfache Erklärung.

Die Flüsse, welche in diesen Thälern fließen, sollten vielmehr Bergströme genannt werden. Ihr Fall ist sehr bedeutend und ihr Wasser ist schlammfarbig. Das Getöse, welches der Maypu machte, als er über die großen, abgerundeten Fragmente hinabbrauste, glich dem des Meeres. Mitten in dem Geräusch des fallenden Wassers war der Lärm, welchen die Steine machten, als einer über den anderen weggerollt wurde, selbst in der Entfernung deutlich hörbar. Dieses rasselnde Geräusch hört man Tag und Nacht den ganzen Lauf des Stromes entlang. Dieser Laut sprach sehr beredt zum Geologen; die Tausende und aber Tausende von Steinen . . . stürzen alle in einer und derselben Richtung vorwärts. Es brachte die Idee der Zeit gegenwärtig vor uns Es ist dem Geist ganz unmöglich, ausgenommen durch einen sehr langsamen Prozeß, irgendeine Wirkung zu begreifen, welche durch eine Ursache hervorgebracht wird, die so häufig sich wiederholt, daß der Multiplikator selbst eine nicht deutlicher bestimmte Idee hervorruft, als wie sie ein Wilder hat, wenn er auf die Haare auf seinem Kopf weist. Sooft ich auch Schichten von Schlamm, Sand und Flußsteinen gesehen habe in einer Anhäufung bis zur Dicke von vielen tausend Fuß, habe ich mich immer geneigt gefühlt, auszurufen, daß solche Ursachen wie die jetzigen Flüsse und die jetzigen Strandbildungen niemals solche Massen zermahlen und hervorbringen könnten. Horcht man aber auf der anderen Seite auf den rasselnden Lärm dieser Ströme und ruft sich ins Gedächtnis, daß ganze Tierrassen von dem Angesicht der Erde verschwunden sind und daß während dieser ganzen Zeit diese Steine Tag und Nacht rasselnd weiter gegangen sind, dann habe ich mich wohl selbst gefragt, kann irgendein Berg, irgendein Continent einer solchen Abnutzung widerstehen?"

Hier wird am sorgfältig beobachteten Prozeß die Zeit erfahren und Naturgeschichte nicht nur in statu nascendi erfaßt und rückwärts schließend richtig gedeutet, sondern gegen ältere Vorstellungen zu einem ganz neuen Erlebnis. Hier wird ein neues Erdbild gegen innere Widerstände des Beobachters, den man seinen Kokon geradezu durchbeißen sieht, geboren und damit auch ein neues „Selbstverständnis der Geographie“ angebahnt. Vergleicht man das mit der damals noch kaum überwundenen starren Vorstellung von dem „Charpente du Globe“, mit der Katastrophentheorie, mit den nur schwachen Andeutungen einer physikalischen Erdgeschichte, wie sie Humboldt von seiner Reise mitgebracht hat, oder auch noch mit Richthofen, der sich die ihm vor Augen liegenden Rumpfflächen nicht anders als durch Meeresabration geschaffen vorstellen konnte, wird das Genie Darwins deutlich. Subaerisch zu Rümpfen abgetragene Kontinente, und das mitten in der Periode der „klassischen Geographie“! Es hat seine Schwierigkeiten mit der Periodisierung! Ein Blick auf den Stand dieser Diskussion um 1888 (Beck S. 286 f.) zeigt die Mühsal dieses Wegs.

Darf man endlich, um nochmals auf die Periodisierung zurückzukommen, Troll und Lautensach, die 1945 doch schon längst international anerkannte Forscher waren und ihre Hauptwerke geschrieben hatten, als Repräsentanten der Nachkriegszeit herausstellen? Lautensach war 1945 sechzig Jahre alt; seine Erstlingsarbeit war das Register zu Penck-Brückner: Die Alpen im Eiszeitalter, 1907. Ich habe darüber mit Troll gesprochen, der sich damit zunächst einverstanden erklärte mit der Begründung, sie beide seien es gewesen, die der deutschen Geographie nach dem Kriege durch ihre Vorträge und ihr persönliches Auftreten wieder zu internationaler Anerkennung verholfen hätten. Gewiß, das ist richtig, aber das ist eine teils menschliche, teils politische Leistung, die mit der Wissen-

schaftsgeschichte als solcher und ihrer Periodisierung nichts zu tun hat. Selbstverständlich überschneiden sich Perioden, und das um so stärker, je enger und vielleicht auch engherziger man sie legt. Aber daran, daß Troll, Lautensach und manche noch weit Jüngere im Gefolge von Penck, Hettner, Schlüter, Passarge, Gradmann, William Morris Davis, Emmanuel de Martonne u. a. wissenschaftsgeschichtlich der von diesen bestimmten Periode angehören, besteht kein Zweifel. Die Zäsur liegt vielmehr dort und bei denen, die sich als „zweite Generation der Gegenwart“ etwa seit Mitte der sechziger Jahre progressiv, umstürzend, oft schwer verständlich, ihre Ansichten auch nicht selten wechselnd, untereinander aber einig in der radikalen Ablehnung von allem, was bisher unter Geographie verstanden wurde, zu Wort melden. Hier, wo noch alles offen und in der Diskussion ist, bereits als Historiker sprechen und sogar „Ausblick“ eröffnen zu wollen, erfordert neben Mut und Einfühlungsvermögen auch ein besonderes Maß von Kritik, an dem es diesem zeitgeschichtlichen Kapitel aber doch offenbar fehlt. Hierfür ein Beispiel: „Das länderkundliche Schema wurzelt in Zeiten, zu deren Forschungskonsensus noch die Abhängigkeit des Menschen von der Natur gehörte. Diese einmal mögliche Denkvoraussetzung der regionalen Geographie (= Länderkunde) besteht heute nicht mehr; die naturgeographischen Faktoren . . . stellen lediglich selbstverständliche Bedingungen, aber nicht Ursachen menschlichen Seins dar“ (S. 378). Dieser Satz ist typisch. Zunächst wird die Abhängigkeit des Menschen von der Natur geleugnet, im gleichen Satz aber wieder behauptet, daß die Natur menschliches Handeln (nicht Sein!) nicht *verursacht*, sondern nur *bedingt*. Ist denn Bedingtheit keine Abhängigkeit? Nichts anderes hat die Geographie seit jeher behauptet und zu erweisen versucht, nämlich daß viele menschliche Handlungen naturbedingt, nicht von der Natur verursacht sind; sie war aber weit davon entfernt, diese Bedingungen als selbstverständlich hinzunehmen. Wie fruchtbar ist z. B. der Streit um die Steppenheitetheorie für die Natur- und für die Kulturgeographie geworden! Jedoch ist Beck in seinen Anforderungen an die Umweltforschung bescheiden: „Echte Natureinflüsse, die entscheidende Eingriffe in menschliches Leben darstellen, werden immer weniger deutlich – und wo sie deutlich werden, können sie von der Kulturgeographie ohne eigene Forschungsbemühung aufgenommen werden. So ist z. B. das Ruhrgebiet trotz seiner bedenklichen Umweltverschmutzung nur deshalb bewohnbar, weil es in der Zone der vorherrschenden Westwinde liegt. Die kurze Erwähnung dieser Tatsache genügt“ (S. 409/10). Hier darf man wohl fragen: Wem? Man staunt, hier den gleichen Autor zu hören, der eben erst Büsching eine ungenügende physisch-geographische Untermauerung seiner Kulturgeographie vorgeworfen hat. Es ist unnötig, hierauf weiter einzugehen. Das hier zwischen den Parteien erhobene Schwert ist stumpf, wofür sich noch zahlreiche Beispiele bringen ließen.

Jedoch muß um der Ehre der Wissenschaft willen doch noch der völlig unbegründet hingestellten Behauptung widersprochen werden, daß „das organisatorisch-akademische Gefüge der Geographie schon seit der Jahrhundertwende wurmstichig und morsch war, so daß auf die Dauer der kleinste Funke den größten Brand entzünden mußte. Es brennt mittlerweile an allen Ecken und Enden“ (S. 409). Das ist ein heute mancherorts leicht sprudelnder und gern gehörter Slogan, keine redliche Geschichtsschreibung. Aber es ist auch gar nicht

die Meinung des Verfassers, denn es steht im Widerspruch zu allem, was er vorher über Männer wie Richthofen, Penck, Hettner, Schlüter, Meynen, Troll, Lautensach usw. gesagt hat und zeigt nur wieder, daß diesem an sich wertvollen und begrüßenswerten Buch die letzte Überarbeitung gefehlt hat. Man hätte an dieser Stelle im Gegenteil gern die große organisatorische Leistung der Zeit um die Jahrhundertwende herausgearbeitet gesehen, den erfolgreichen Kampf um die Anerkennung der Geographie im Rahmen der älteren und traditionell bestätigten Wissenschaften, die Gründung und den Ausbau der geographischen Hochschulinstitute und der Geographischen Gesellschaften sowie deren Publikationsorgane, die Förderung der Schulgeographie durch Anhebung der Qualität der Schulbücher (etwa Supan) und Atlanten (Hermann Wagner), die Förderung der Forschungsreisen, die Organisation der nationalen und internationalen Geographentage und die von ihnen ausgegangenen Wirkungen; es sei beispielhaft nur an die Bemühungen um die Vereinheitlichung der Maße oder an die Internationale Weltkarte 1 : 1 Mill. erinnert, ferner an das „organisatorisch-akademische Gefüge der Geographie“ im allerngsten Raum, die um hervorragende Forscher und Hochschullehrer sich sammelnden „Schulen“! Kann man sich aus der Geschichte der deutschen Geographie die Hermann Wagner-, die Penck- oder die Hettnerschule, aus der französischen Geographie die Schule von Vidal de la Blache fortdenken? Man darf sich wohl fragen, wie ein Wissenschaftshistoriker den Mut, aber auch das Verantwortungsbewußtsein aufbringt, das alles und vieles mehr pauschal und ohne auf eine Begründung auch nur hinzudeuten als „wurmstichig und morsch“ abzutun. Nimmt man das ernst und nicht als kaum entschuldbare emotionale Entgleisung, dann werden hier offenbar Maßstäbe angelegt, denen auch der beste Wille und die höchste Leistungsfähigkeit der ja nicht unfehlbaren Menschen, hier also von Forschergenerationen, kaum mehr genügen können. Das rechtfertigt wohl, das kritische Netz einmal durch den Fluß der vorliegenden Darstellung zu ziehen, jedoch mit einer Maschenweite, die das massenhaft treibende Plankton, etwa Druckfehler, Inkorrektheiten in der Wiedergabe von Texten, empfindliche Lücken in den Literaturnachweisen usw., durchläßt.

Darf man Herodots regelmäßige Sommerwinde über Unterägypten mehrfach (S. 24) mit „Passate“, also einem erst im 17. Jahrhundert belegten Terminus, übersetzen, ohne dadurch seine geographischen Vorstellungen zu verfälschen, und liefern zu seiner Zeit in Mesopotamien tatsächlich schon „Pumpen“ (S. 27) oder wohl doch nur Schöpfwerke? Seine zweimal genannten „Passangen“ sind Parasangen, ein Längenmaß.

Großen Wert legt Verf. auf seinen Fund der „strabonischen Idee“, die erst Otto Schlüter „in ihre Schranken“ gewiesen haben soll (S. 327) und die so wichtig ist, daß sie ins Stichwortregister aufgenommen wurde. Damit gemeint ist der geographische Determinismus, denn „wie kein anderer vor ihm glaubte er [Strabo] an geographische Einflüsse auf den Menschen, auf die Staatsverfassung und das Wirtschaftsleben“ (S. 37). Selbstverständlich sah Strabo solche Einflüsse, er war ja nicht blind oder voreingenommen. Aber er sah auch anderes, nämlich „den Zufall und das Zusammentreffen von Umständen. Auch die meisten Künste, Fertigkeiten und Beschäftigungen gedeihen, wenn (nur) jemand den Anfang macht, unter jedwedem Breitenstrich . . . Denn nicht von Natur sind die Athener Freunde der Gelehrsamkeit, die Lacedämonier aber nicht, so wenig als die (jenen)

noch näheren Thebaner, sondern vielmehr durch Gewöhnung. Ebenso sind die Babylonier und Ägypter nicht von Natur Weltweise, sondern durch Übung und Angewöhnung. Auch selbst die Vorzüge der Pferde, Rinder und anderer Tiere bewirken nicht die Orte allein, sondern auch die Übungen. Er (nämlich Posidonius) aber verwirrt dies“ (Strabo, Buch 2, Kap. 3, § 7 in der Übersetzung von Forbiger, Stuttgart 1856). Strabo ist also nicht nur *kein* Determinist, sondern er erkennt einen solchen in einem Vorgänger, in Posidonius, und greift ihn deswegen an. Also das Gegenteil von dem, was Beck behauptet, ist richtig. – Zurückzuweisen ist auch die Herabsetzung Strabos wegen der Art seiner Polemik gegen Eratosthenes; er hob in dieser „bloß die Punkte hervor, die seine Polemik anregten und fügte durch hartnäckige Unterdrückung der Hauptfragen dieses [im Werk des Eratosthenes] wichtigen Abschnitts der Geschichte der Geographie einen unheilbaren Schaden zu“ (S. 35). Strabo konnte doch kaum ahnen, daß man nach seinem zufällig überlieferten Werk rund 2000 Jahre später das seines Kollegen Eratosthenes würde rekonstruieren wollen; aber selbst unter dieser Voraussicht hätte er das ihm daran Unwichtige, eben weil er es als Mathematik bzw. Geodäsie scharf und methodisch sicher von seiner Geographie trennte, kaum weitläufiger überliefert und den Ruf eines Schädlings gelassen auf sich genommen. – „Was über die Grenzen der Ökumene hinausgriff, mußte man nach seiner [Strabos] Ansicht, auf deren Gründe wir später zurückkommen werden, sorgsam ferne halten von der eigentlichen Geographie“ (S. 35). Was liegt dem zugrunde? Nach Strabo ist Objekt des Geodäten selbstverständlich die gesamte Erde, die er messen, in Zonen gliedern und abbilden soll. Der Geograph aber hat Länder zu beschreiben, jedoch nicht etwa die der ganzen Erde und auch nicht die der gesamten Ökumene, sondern nur den Bereich der antiken Kultur und jener Länder, die mit dieser in Zusammenhang stehen. Strabo wendet sich daher auch gegen Hipparchus, weil dieser seine Geographie am Äquator beginnt: „Wir aber dürfen nicht dort anfangen; denn wenn auch jene Gegenden bewohnt sind, . . . so ist dies doch eine eigene bewohnte Welt, . . . aber kein Teil der von uns bewohnten. Der Geograph untersucht aber nur die von uns bewohnte Welt“ (a. a. O., Buch 2, Kap. 5, § 34). Wenn Beck auf die Gründe für diese Auffassung zurückzukommen verspricht, tut er das jedenfalls nicht *expressis verbis*. Man darf aber annehmen, daß er sie pragmatisch deutet, denn Strabos „geographische Leistung [war] dem Goldenen Zeitalter des Römischen Reichs . . . zwangsläufig verpflichtet. Geographie sollte dem Staatsmann und Feldherrn dienen; insofern ist Strabon auch römischem Denken verpflichtet gewesen“ (S. 37). Das erscheint mir sehr vordergründig. Nicht politische oder militärische Zweckmäßigkeit und Erfordernisse, sondern das Selbstverständnis und die Selbsteinschätzung des Griechen haben zu dieser Einschränkung des der geographischen Darstellung Werten und zur Absonderung alles seiner Kultur Fremden oder sie wenigstens nicht unmittelbar Berührenden veranlaßt. Insofern ist also die Erde in ganz anderer Weise Objekt des Erdmessers als des Geographen. So interpretiert, erscheint Strabo konsequent und geschlossen und bedarf keiner Entschuldigung. Allerdings muß man in seinen beiden ersten Büchern mehr sehen als nur „Kritik“ und „mathematische Geographie“ (S. 38), zumal sie das letzte gerade nicht sein will. Sie sind eine sehr durchdachte und umsichtige Methodenlehre. Geographie ist eine „Beschäftigung des Weltweisen“, des Philosophen, denn „vielseitige Ge-

lehrsamkeit, durch welche allein dieses Ziel zu erreichen möglich ist, ist keines Anderen Sache, als eine Mannes, der die göttlichen und menschlichen Dinge erforscht, deren Wissenschaft man eben Weltweisheit nennt. Ebenso aber bezeichnet auch ihr Nutzen, der ein vielfacher ist. . .“ (Strabo I, 1.). Das von Beck gezeichnete Bild der antiken Geographie bedarf demnach offenbar doch eingreifender Korrekturen. —

Die Ebstorfer Weltkarte (1223—1234) ist kein Werk des „Frühmittelalters“ (S. 63).

Sebastian Münsters Cosmographie wird zwar in zwei Auflagen genannt, aber die wichtigste, die von 1550, und der wünschenswerte Hinweis darauf, daß diese von Ruthardt Oehme (Amsterdam 1968) mit einer sehr instruktiven Einleitung im Nachdruck vorgelegt wurde, also wieder allgemein zugänglich ist, fehlt.

Das interessante Zitat von Giraud-Soulavie (S. 159) über die wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung des Jahres 1750 steht weder am angegebenen Ort noch in dessen Nähe, war mir unauffindbar; auch ist rätselhaft, wie zu dessen Zeit die physische Geographie „*insgeheim* [Hervorhebung vom Rez.] bereits wichtigstes Operationsfeld der Erdkunde“ (S. 195) sein konnte. Wo steckt da das Geheimnis? Tatsächlich aber sehe ich es (mit Beck) in jener „geheimen historischen Übereinstimmung“, in der Humboldt Kants „grundlegend wichtigen Text“ (seiner Vorlesungen über physische Geographie), den „Höhepunkt geographischen Selbstbewußtseins“ (S. 163), „aus dem Geist der Zeitgenossenschaft heraus aufgefaßt“ haben soll (S. 168).

Büsching wird sehr zu Unrecht der „ungenügenden Berücksichtigung der physischen Geographie — wie er selbst wußte“ (Beweis?), geziehen, und das, obwohl diese „damals schon ihr Problem erkannt [hatte], wie z. B. das Werk des jungen Humboldt erweist“ (S. 196). Als Humboldt geboren wurde, war Büschings „Neue Erdbeschreibung“ längst abgeschlossen und erlebte fortan nur noch verbesserte Neuauflagen und Nachdrucke, von denen der schönste, der Schaffhausener, aber auch schon älter ist als Humboldt. Aber man muß Büsching gelesen haben, um zu verstehen, daß sein Text physisch-geographische Erörterungen nicht nur überflüssig erscheinen läßt, sondern daß diese in ihm gar nicht unterzubringen wären, etwa abgesehen von „ohne eigenes Forschungsbemühen aufgenommene[n]“ Bemerkungen wie: fruchtbar, unfruchtbar, waldreich, klimatisch günstig oder ungünstig usw., hierin also „damals schon“ recht modern, sollte man meinen. Oder etwa nicht? Man fragt sich etwas verwirrt, nach welchen Grundsätzen hier die Zensuren verteilt werden.

Von Humboldt heißt es, sein *Essai Politique* „beginnt mit einer ‚Geographischen Einführung‘“ (S. 219). Dieses Wort, in Parenthese gesetzt, muß auch wörtlich genommen werden. Tatsächlich steht es aber gar nicht dort, ist eine Erfindung, die dem Leser nur etwas Bestimmtes insinuieren soll. Vielmehr beginnt der *Essai* mit einer „Analyse raisonnée de l’atlas de la Nouvelle Espagne“, und das ist etwas anderes. Nur wer Becks nicht von jedem geteilte Auffassung von der konsequenten Entwicklung Humboldts zum Geographen kennt, ist sich über Wurzel und Zweck dieser eigenwilligen Übersetzung klar.

Die Textprobe aus Vidal de la Blaches „*Tableau de la géographie de la France*“ 1903 (nicht 1905) ist nicht „ein Ausschnitt aus dem regionalen Teil“

(S. 300 f.), sondern die Einleitung zum allgemeinen Teil, wie ja auch Johann Reinhold Forster über die „Veränderungen der Erdkugel“ nicht im zweiten (S. 193), sondern erst im vierten Hauptstück seiner „Bemerkungen“ (1783) handelt.

Ob Albrecht Penck just „zu Fragen der Weltkriege wahres Genie offenbarte“ (S. 308), darüber gehen bei allem Respekt vor seinen übrigen Leistungen die Meinungen weit auseinander, in Deutschland wie im Ausland, ganz abgesehen davon, daß solche und ähnliche delikate Behauptungen im gegebenen Zusammenhang überflüssig sind.

Zu Carl Ritters „Einleitung zu dem Versuch einer allgemeinen vergleichenden Geographie“ widerfährt Verf. das verzeihliche Mißgeschick, den irreführenden Untertitel des Nachdrucks 1852 „Im Jahre 1818 geschrieben“ ungeprüft zu übernehmen. Tatsächlich lag diese für die Einführung der Geographie in den Kreis der damals aufblühenden Wissenschaften und für ihre ganze spätere Entwicklung fundamentale Abhandlung bereits 1817 als Einleitung zu der von Beck nicht genannten 1. Aufl. von Ritters „Die Erdkunde“ vor und ist Ende Oktober 1815 geschrieben (Gustav Kramer: Carl Ritter. Ein Lebensbild. Bd. I, 1864, S. 354).

Mindestens mißverständlich ist die Behauptung, für Hettner sei die Biogeographie gelegentlich noch „lediglich auf Grund der ‚geographischen Bedingtheit‘ Gegenstand der Geographie“ (S. 326). Das Leben in seinen verschiedenen Formen, also als Pflanze, Tier und Mensch und in deren regionalen Unterschieden, war für Hettner eine Eigenschaft der Erdoberfläche, die mit anderen Eigenschaften in Wirkungszusammenhang steht, und damit Gegenstand der Geographie.

Sieht man u. a. Kant, den alten Göttinger Physiker und Schriftsteller Lichtenberg, den Ozeanographen Gerhard Schott oder den Soziologen André Siegfried ohne weiteres als „Geographen“ in Anspruch genommen, dann vermißt man ungern – das Personenregister als zutreffend vorausgesetzt – Persönlichkeiten wie Bernhard Cotta, Karl Andree, Johann Gottfried Lüdde, Georg Benjamin Mendelsohn, Johann Eduard Wappäus, Wilhelm Heinrich Riehl, August Petermann, Eduard Pechuël-Lösche, Eduard Hahn u. a., die für das Selbstverständnis der Geographie nicht minder bedeutend waren. In diesen Zusammenhang gehörte auch der Kampf um die Selbstbehauptung der Geographie im 18. Jahrhundert gegen die damalige Modewissenschaft Statistik, den methodisch unzureichend Büsching aufnahm und der – nach der Konsolidierung der Statistik in anderer Richtung – zu von außen her nicht angefochtenen Kompromissen, wie etwa Lehrstühlen für „Geographie und Statistik“ (Wappäus, Göttingen) oder literarisch zu den tabellengespickten „Staats- und Landeskunden“ oder den „geographisch-historisch-statistischen Gemälden“ und ähnlichem, führte. Durch die kritiklose Übernahme solcher und ähnlicher Fremdkörper wucherte die Geographie zu einem enzyklopädischen Sammelwissen heran, nicht ohne zusätzlich auch von Humboldts kosmographischem Erbe her belastet zu werden, aus dem heraus es schließlich zu dem „Methodenstreit“ kam, den zunächst Hermann Wagner im „Geographischen Jahrbuch“ und später Hettner in seiner „Geographischen Zeitschrift“ führte, und der dann, polemisch getrübt, in Spethmanns „Dynamischer Länderkunde“ wieder aufflackerte. Hier läuft eine ziemlich geradlinige Entwick-

lung, die mit dem Hinweis auf die frühen „Landestopographien“, dem matten Ehrenrettungsversuch für den meines Erachtens weit überschätzten Spethmann und der ebenfalls unbegründet hingestellten Behauptung, das länderkundliche Schema sei erkenntnistheoretisch nicht zu halten, nicht ausreichend verfolgt ist. Man kann die tiefe Erschütterung der Geographie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und ihren darauf folgenden, vielleicht über das Ziel hinausgeschossenen Straffungs- und Reinigungsprozeß nicht verstehen, wenn man ihren damals überragenden Kritiker Hermann Wagner nur einmal beiläufig mit Namen unter vielen anderen nennt. Aber auch Hettner, der an ihn anknüpft, seine dualistische Auffassung der Geographie bekämpft und ihr seine Einheitsgeographie entgegenstellt, erscheint ohne diesen ebenbürtigen Gegner wie ein Fechter gegen Phantome.

Was bleibt, ist Dank und Anerkennung für die Wiedergabe vieler wichtiger und heute vielfach schwer zugänglicher Texte. Damit soll das Werk aber nicht zur Anthologie herabgesetzt werden; es vermittelt auch viele gute und neue wissenschaftshistorische Einsichten. Aber alles bedarf der Nachprüfung, will man es zu weiterführenden Arbeiten heranziehen.